

Spritzfährtili ohne Chlapf

THEATER Mike Müller und seine Kollegen bringen die A1 auf die Schauspielhaus-Bühne in Zürich. Leider mit angezogener Handbremse.

Warum sind Autofahrer Rüpel? «Die Velofahrer stammen von Herrenritten ab. Die Autofahrer dagegen von Fuhrleuten. Da wird geflücht, gespuckt, geprügelt.» Das Publikum lacht kurz, weiss aber nicht recht, wie es das etymologische Autofahrerbashing einschätzen soll. Dabei sind die Erwartungen hoch: Hintergründig, lustig und rasant wie eine Fahrt mit 120 Stundenkilometern soll es sein, wenn Mike Müller und seine Kollegen sich des Themas Autobahn annehmen. Und man findet grossartig, dass endlich jemand auf die Idee kommt, die A1, dieses Symbol für Tempo und Wachstumseuphorie, auf die Bühne zu fahren.

Kopie der Realität

Wie das Spritzfährtili wird, ist für das Publikum im Schauspielhaus Zürich zu Beginn offen. So offen wie der Vorhang, der den Blick auf die leere Bühne freigibt. Die wirkt schäbig. Schäbiger als die perfekte Spur der A1, schäbiger als die Raststätten, die man kennt. Die Fahrt beginnt in St. Margrethen und endet in Genf, mit Halt in den Fressbalken und bei Leuten entlang der A1. Das grösste Bauwerk der Schweiz verbindet die Schweiz von Ost nach West, es sorgt für Kohäsion im Land, sagt ein Verkehrsplaner ab Leinwand – und erntet einige Lacher. Für Lacher sorgt auch Mike Müller, wenn er, der Oltner, im spitzen Ostschweizer Dialekt einen Grenzwachter mimt, der von den speziellen Einreisewilligen aus Richtung Osten, von Waffenhandel und Menschenschmuggel aus dem Balkan erzählt.

Was wie überspitzte Fiktion anmutet, entpuppt sich als Kopie der Realität. Denn Müllers Vorbild erscheint auf der Leinwand, wiederholt Sätze, die der Schauspieler an der Rampe eben deklariert hat. Dieses Eins-zu-eins-Zitieren zieht sich durch das ganze Stück. So können die drei Schauspieler (Mike Müller, Michael Neuenschwander und Markus Scheumann) Distanz, Ironie und Verfremdung aufbauen und alle möglichen Themen mit unterschiedlichen Gesprächspartnern via Filmmaterial anpeilen. Dank einer Karte und einem Relief der Schweiz wird das Publikum informiert, wo gerade parkiert wird. Steinzeit-GPS sozusagen.

Zu lang, zu gleichmässig

Die aktuellen Aufnahmen dagegen sind schwache Staffage. So fühlt man sich als Zuschauerin selten richtig auf der A1. Abgase, Lärm, Temporaus, Stau: Darüber wird nur geredet. Der Abend ist mehr Podiumsdiskussion als Dokfilm und auch nicht ganz Theater. Schade. Denn Mike und sein Bruder Tobi Müller haben die richtigen Themen recherchiert. Aber die Interviews sind zu lang, der Rhythmus zu gleichmässig: Man fährt wie mit angezogener Handbremse über die Autobahn. Erst zum Schluss rast man. In den dunklen Tunnel. Raucht die Handbremse? Oder kollabiert die ganze Verkehr-Mobilität-Wachstum-Chose im finalen Chlapf? Nein, man lässt den Wagen gemächlich ausrollen, derweil ein Autoverkäufer erklärt, warum wir uns in unseren mobilen Kapseln so wohl fühlen.

Sabine Altorfer

«A1 – Ein Stück Schweizer Strasse»: Schauspielhaus Zürich, bis 25. Juni.

«So fühlt sich Liebe an»

POP Immer noch gewaltig und bombastisch: Das Album «How Big How Blue How Beautiful» von Florence + the Machine liefert das, worauf Fans sehnsüchtig gewartet haben. Neu ist nur das Aussehen von Frontfrau Florence Welch.

Die grosse Kunst im Popbusiness ist ja nicht, gute Musik zu machen. Unverwechselbare Stimme, eingängige und eigenständige Melodien, all das hilft. Aber es reicht nicht. Es geht um eine geschickte Vermarktung. Eine der erfolgreichsten Bands in diesem Sinne sind Florence + the Machine. Deren drittes Album «How Big How Blue How Beautiful» klingt gewohnt gewaltig und bombastisch. «Ich mag es gross», betont Frontfrau Florence Welch bei jeder Gelegenheit. Beispiel gefällig? Das Ausgeplänkel des orchestralen Titelsongs dauert eineinhalb Minuten und besteht aus hymnisch anmutenden Trompetenklängen, die sich gegenseitig aufschaukeln und gar nicht mehr aufhören wollen. «So

fühlt sich für mich die Liebe an. Eine endlose Brass-Sektion, die dich mit in eine andere Sphäre nimmt», lässt sich die 28-jährige Britin im Presetext ihrer Plattenfirma zitieren.

Zurück ins «normale Leben»

Womit wir bei der Vermarktung wären: Es ist das beste Album von Florence Welch. Ein Album, das nach einem Jahr Pause entstand. Die hatte Florence Welch bitter nötig: Nach dem preisgekrönten Erstling «Lungs» (2009) folgten ausgedehnte Tourneen, dann gleich Album Nummer zwei («Ceremonials») und Konzerte vor immer grösserem Publikum. Die Pause im Jahr 2013 nutzte Welch dafür, «wieder ein normales Leben» zu führen: «Ausgehen,

sich verlieben und entlieben und versuchen, sich ausserhalb des Tourlebens zurechtzufinden.»

Weit und blau und schön

Natürlich gehört ebenso zum Popmärchen, dass dieses Jahr schwierig war, aber viel Inspiration lieferte. Tragische Liebe, mit viel Pathos angerichtet. Und alles ausgehend von «How Big How Blue How Beautiful». Der Song entstand direkt nach der letzten Tour. Der Himmel sei weit und blau und schön gewesen und alles schien möglich. Freiheitsgefühle. Aber dann ging doch einiges schief. Bruchlandungen, wie sie in den Jahren zwischen 20 und 30 üblich sind. Entsprechend wechseln auf dem Album Hochgefühle («Delilah») mit dem Kater danach («Ship to Wreck») und münden in Verzweiflung («Various Storms & Saints»). Die Musik bleibt dabei gross, mal peitschend wie bei «What Kind of

Man» über eine unmögliche Beziehung, mal trotzig-rockig wie bei «Queen of Peace», mal verspielt wie bei «Third Eye». Zuverlässig wechseln dabei langsame Passagen mit schnelleren, ruhigeren mit kräftigeren, immer darauf bedacht, genug Abwechslung zu bieten.

So bleibt die junge Schöne mit der beeindruckenden Stimme trotz turbulenter Zeit die Alte. Liefert die sehnsüchtigen Songs, auf die ihre Fans ebenso sehnsüchtig gewartet haben. Wirklich neu ist nur das Albumcover: Florence Welch sieht anders aus. Posiert auf Schwarzweissbildern, die ihr Markenzeichen, die roten Haare, verblassen lassen. Das wirkt nachdenklicher und zahmer. Passend zum neuen Kapitel des Popmärchens. Marina Bolzli

Florence + the Machine: «How Big How Blue How Beautiful», Universal

Aufgefallen



TOM HARDY

Ein guter Schauspieler? Das wäre eine glatte Untertreibung. Tom Hardy ist eine der wichtigsten Kinoerscheinungen unserer Zeit und auf allen Leinwänden präsent. Als endzeitlichen Rächer sieht man den 37-jährigen Engländer durch «Mad Max: Fury Road» brausen. In «The Drop» verkörpert er neben James Gandolfini (in seiner letzten Rolle) einen introvertierten Barkeeper. Und seine beste Leistung zeigte

Tom Hardy ist eine der wichtigsten Kinoerscheinungen unserer Zeit.

Hardy – nein, nicht als maskierter Bösewicht im Batman-Film «The Dark Knight Rises», sondern als gewissengeplagter Bauleiter in «Locke». Da sieht man ihn 85 Minuten lang ausschliesslich Auto fahren und telefonieren. Die Spannung, die von Hardy ausgeht, ist jedoch elektrisierender als die letzten fünf Tom-Cruise-Filme zusammen.

Jetzt also «Child 44», eine Romanadaption von Tom Rob Smith, und man muss sagen: Der Film von Daniel Espinoza ist ein brutales Durcheinander. Tom Hardy spielt einen sowjetrussischen Staatssicherheitsbeamten, der während der Stalin-Ära regimiekritische Subjekte beschattet. Eine Art Gewissen entwickelt dieser Leo erst, als er die eigene Gattin (Noomi Rapace) verhören muss. Doch während Leo dies tut, kommt er Verbrechen auf die Spur, die es im Sowjetstaat offiziell nicht geben darf: Ein Serienkiller stellt unschuldigen Kindern nach.

«Child 44», kurz vor dem Kinostart in Russland verboten, ist eine Orgie des Misstrauens, aber mehr noch ein Fall von Überambition. Die ersten Filmminuten sind gespickt mit Zeitsprüngen, Erläuterungen und Zitaten. Und irgendetwas geht es einem als Zuschauer wie bei den zahlreichen Schlägereien: Man ist viel zu nahe dran, als dass man noch etwas erkennen könnte.

Und Tom Hardy? Der ist, wenn man ihn mal machen lässt, einer der wenigen Lichtblicke in dieser Hetzjagd mit russischem Akzent. Oder anders gesagt: Würde der Mann in «Child 44» nicht während 140 Minuten durch halb Russland gescheucht, sondern einfach hinter einen Schreibtisch gesetzt, wäre mit Sicherheit ein besserer Film herausgekommen.

Hans Jürg Zinsli

«Child 44»: Der Film läuft ab Donnerstag im Kino. Infos: www.kino.bernerzeitung.ch



Zurück nach turbulenten Zeiten: Florence Welch.

zvg

Porträt einer eigenwilligen Frau

BIOGRAFIE Einfühlsam porträtiert Fredi Lerch die 86-jährige Berner Künstlerin Lilly Keller auf ihrem Weg in einer männerdominierten Kunstwelt. Er lässt dabei eine grosse Epoche der Berner Kulturszene wieder aufleben.

Gut vierzigmal besuchte der Berner Journalist und Autor Fredi Lerch Lilly Keller in ihrem verwunschenen Haus auf dem Mont Vully. Aus Tonaufnahmen ihrer stundenlangen Gespräche hat er ein literarisches Porträt geschaffen, in dem die Künstlerin ausgiebig zu Wort kommt.

Beeindruckend ist Lilly Kellers beharrliche Konsequenz, exemplarisch war die Schwierigkeit, als kreative junge Frau einen

Platz zu finden. «Es war keine Kunstwelt, sondern eine Künstlerwelt», wird sie im Buch zitiert. Als Keller erstmals im Zürcher Helmhaus ausstellen konnte, tat sie dies als Karl Maria Weber.

Nach der Ausbildung an der Kunstgewerbeschule Zürich gehörte die Tochter aus gutbürgerlichem Haus zur Berner Boheme, die sich im Café Commerce traf. Keller war befreundet mit Meret Oppenheim, und die Liste ihrer Liebhaber, über die sie freimütig berichtet, liest sich wie ein Who's who der damaligen Kunstprominenz: Peter von Wattenwil, Friedrich Kuhn, Sam Francis, Daniel Spörri, Jean Tinguely. Oft wird sie nur als deren Gefährtin genannt, obwohl ihre kühn abstrakten Gemälde von Begabung zeu-

gen. Trotzdem habe ihr Bernhard Luginbühl herablassend geraten, besser an den Webrahmen zurückzukehren, erinnert sich Lilly Keller. Denn: Erste Erfolge hatte sie mit leuchtend farbigen Tapisserien gefeiert, die jedoch zu «typischer Frauenkunst» herabgestuft wurden. Kaum zufällig wandte sie sich in den Achtzigerjahren härteren Materialien wie Glas, Metall oder Polyurethan zu. Ihre künstlerische Entwicklung hat sie selber dokumentiert in über siebzig unverkäuflichen Büchern aus Bild-Text-Collagen. Immer spürt man darin einen starken Bezug zur üppigen Natur ihrer Umgebung.

Seit fünfzig Jahren lebt und arbeitet Lilly Keller im Waadtländer Dorf Montet in einem alten

Bauernhaus voller Kunst und Kuriosen. Den märchenhaften Park mit hundert Bambusarten hat ihr langjähriger Ehemann geschaffen, der vor sieben Jahren verstorbenen Künstler Toni Grieb. Nicht zuletzt aufgrund dieses Rückzugs blieb ihr wohl der grosse Durchbruch verwehrt. «Und ich habe wohl zu oft einen Trottel Trottel genannt», sagt Lilly Keller im Buch in ihrer typisch direkten Art.

Marie-Louise Zimmermann

Buch: Fredi Lerch: Lilly Keller, literarisches Porträt. Vexer-Verlag, 190 S.

Ausstellung: 13.–15. 6., Galerie Balzer, Basel.

TV: «Sternstunde Kunst», 14. 6., 11.55h, SRF 1.